

URSPRÜNGE AUS HEILIGER GEMEINSCHAFT

Der Österreicher blickt heute mehr denn je nach dem Osten und nur verantwortungslose Gleichgültigkeit kann ihm die Augen vor der für ihn entscheidenden Situation verschließen. Im Auge einzelner spiegelt sich die Angst, aber wenn heute das katholische Österreich nach dem Osten, nach Wien, nach der Stätte des Katholikentages blickt, dann könnte es höchstens die Angst sein, die entscheidende Situation nicht in ihrer Tiefe zu erkennen und zu nützen. Im übrigen kann die existentielle Haltung des Christen nur die Hoffnung sein, im redlichen eigenen Bemühen, in heiliger Gemeinschaft mit Gott auch das Hoffnungsloseste zu meistern.

Wesentlichste Aufgabe des Katholikentages aber ist es, den Geist neu zu formen und zu stärken für eine neue und dennoch alte österreichische Aufgabe, Grenzwache zu stehen in vorbildlicher Treue und Opferbereitschaft, neue Anfänge und Ursprünge zu setzen in diesem Osten. Wir haben es schon einmal getan, und dieses Erbe verpflichtet, wir können uns ihm nicht entziehen, ohne unser Wesen und damit unsere Zukunft zu verraten. Aber wir Christen sind des Stehens müde geworden, weil wir die Kräfte, aus denen unsere Väter geschöpft, nicht zu nützen verstanden, sondern uns nach anderen Quellen umgesehen haben.

Vergangenheit bedeutet also Verantwortung; die Brüder im Osten hoffen auf uns! Wir können ihnen freilich augenblicklich nicht mehr geben als unsere Einsatzbereitschaft, als unsere Besinnung auf uns selber und unsere Aufgaben, auf unser gemeinsames Erbe und unser Bekenntnis zu der einen heiligen Gemeinschaft mit ihnen, unser Gebet. Aber auch dieses scheinbar Wenige bedeutet für uns schon eine ungeheure Verantwortung und die Setzung eines neuen Ursprungs für eine schönere und glücklichere christliche Zukunft.

I. Das Erbe

Wir haben in erster Linie einen christlichen Osten zu verantworten. Als Rupert von Worms nach Bayern und weiter nach dem Osten zog, hat er den Blick Salzburgs für Jahrhunderte nach dem Osten gewendet und hat eine Grenzstellung nach dem Osten bezogen, die seinem im alten Juvavum gewählten Bischofsitz schließlich das Übergewicht über die anderen gleichzeitig erstandenen Bischofsitze Bayerns, auch über den der höfischen Residenz zu Regensburg, zuneigen mußte. Diese ihm von der Vorsehung zugewiesene Aufgabe ist so entscheidend, daß ihr gegenüber die Persönlichkeit Ruperts ruhig in das geschichtliche Dunkel zurücktreten darf, ohne daß ihre Bedeutung geschmälert wird. Diese große Aufgabe mußte natürlich erst durch die Konsolidierung der Salzachgaue, durch die Gründung des Männerklosters St. Peter und des Frauenklosters zu Nonnberg, durch die Organisierung des Bischofsitzes (vielleicht noch nicht des Bistums) grundgelegt werden. Dem gleichen Zweck diente auch die Gründung der verschiedenen „cellae“, die das Hinterland aufschließen und festigen sollten und die bezeichnenderweise nicht nach dem Osten, sondern systematisch nach dem Westen sich planmäßig erstreckten. Die

Zellen wurden auch die Mittelpunkte des kulturellen und liturgischen Lebens innerhalb der durch Bonifatius geschaffenen Neuordnung der bayrischen Diözesen (739). Und diese Neuordnung auf römischer Grundlage schuf erst die sichere Möglichkeit für die nun rasch einsetzende weitere Missionstätigkeit, weil auch der größte Eifer iro-schottischer Mönche bereits räumlich die Grenzen seiner Wirksamkeit erreicht hatte.

Für Salzburg ist dies die Zeit größter Gärungen, in der sich widerstrebende Kräfte begegnen, um sich schließlich doch zusammenfinden zu müssen: Virgil einem Bonifatius, irischer Eifer römischer Organisation, Separatismus auf kirchlichem wie politischem Gebiet der kommenden starken Einheitlichkeit, Baiern dem Frankenreich. Und in diesen Sog starker Kräfte sendet die Vorsehung einen überdurchschnittlichen Mann wie Virgil (745—784). Seine überragende Bedeutung liegt in seiner Großtat, daß er, obwohl Ire, der in seinem *Verbrüderungsbuch* wohl das älteste seiner irischen Heimatklöster, Hy, verzeichnet, aber Bonifatius übersehen hat, dennoch die Wandlung und Klärung vollzogen hat: von Baiern zu den Franken, von Irland zu Rom. Das Gesicht der neuen Gemeinschaft wandelt sich, das ist das Entscheidende, und es wandelt sich hin zu den die Zukunft entscheidenden Mächten des Abendlandes: vom Baiern „land“ zum „Reich“, vom irischen zum „römischen Geist“. Bairisches Herzogtum und irischer Geist hatten sicherlich auch ihren Sinn, aber nicht die Macht der großen Idee, hatten ihren geschichtlichen Willen, aber nicht jene universelle Sendung. Unter Virgil nun wendet sich die Mission zunächst dem Süden zu, dem Lande des Karantanen, den slawischen Völkerschaften, die den nächsten Kontakt mit Baiern besaßen.

Was Virgil begonnen, hat Arno (785—821) vollendet. Er führt Salzburg zum Gipfelpunkt seiner Stellung als Metropole des südöstlichen Raumes (798). Er gibt der Missionstätigkeit Salzburgs nach dem Grenzdiktat Karls des Großen in dem Streit um die Diözesangrenzen mit Aquileja, das 811 die Drau als Grenze festlegte, eine neue Richtung, den Osten. In großartiger Zusammenschau aller Machtbereiche baut er auch seine weltliche Aufgabe als Missus, als Königsbote (das „Auge Karls“ wird er von seinen Zeitgenossen genannt), mit hinein in seine Sendung.

In den Wirren der weltlichen Nachfolgeschafft des Reiches haben sich seine Nachfahren diese besondere Aufgabe nicht mehr zugetraut, sehr zum Vorteil ihrer eigentlichen Sendung in der Ostmission. Ihr widmen sie nun alle Kraft und Arbeit, und die kommenden Zeiten bis zum Magyarensturm sind ausgefüllt von der Sorge und dem Schweiß, aber auch vom Segen und von der Freude um diese Arbeit. Am 23. November 830 weiht Abtbischof Adalram eine Kirche zu Neutra im Gebiet des slawischen Fürsten Priwina, Liupram weiht 849 eine Kirche in der Moosburg am Plattensee, 851 zu Szallabug, um die gleiche Zeit eine zu Pettau usw. 125 dem heiligen Rupertus geweihte Kirchen in 23 (späteren) Diözesen vermögen vielleicht ein Bild von der Bedeutung Salzburgs für die damalige Mission im Osten zu geben. Freilich: nicht alles Dunkel hellen diese spärlichen Nachrichten auf, auch nicht um Wien; wohl weisen die steinernen Zeugen der Peterskirche und der Ruprechtskirche auf den Zusammenhang mit Salzburg hin, wohl hat sich mancher Namensüberrest über die ungarischen Stürme hinaus, besonders in den alten Besitzungen des Klosters

St. Peter in Wien-Dornbach („Zemerueprecht“ etwa) erhalten. Der Drang nach dem Osten war so stark, daß das Zwischenspiel, das die beiden slawischen Brüder Cyrill und Method eingeschaltet haben, den Drang und die Verantwortung für den Osten nur hemmte, nicht aber abzustoppen vermochte. Erst die Magyaren setzten der Mission eine vorläufige Zäsur, die später in diesen Gebieten von Passau aus fortgesetzt wurde.

II. Heilsgemeinschaft

Diesen christlichen Osten also haben wir zu verantworten! Und wir fragen uns, woher wir denn die Kraft dazu nehmen sollen.

Der reichlich oberflächliche Blick auf die Erfolgsgründe jener ersten Mission deutet die Erfolge als Ergebnisse persönlicher Heldentaten, Erfolge reiner Abenteuererseelen, die auf eigene Faust Seelen retten und Länder erobern wollten; oder er deutet sie als Erfolge des politischen Spiels jener neuen abendländischen Mächte, Roms und des Frankenreiches. Gewiß auch persönliche Heldentat, auch Politik, stützt die Missionstätigkeit. Aber das ist nicht das Entscheidende. Entscheidend war, daß es ein Reich im Sinne des (heute profanierten) Staates gab, weil das übernatürliche wie das natürliche Heil des einzelnen und der Gemeinschaften von diesem Reich gesichert werden mußte, daß also das Reich eine Heilsgemeinschaft bildete. Auch das Reich war eine „sakrale Gemeinschaft“, wie sie die Diözese oder das Kloster darstellten. Sie erst gaben das Recht, die Jurisdiktionsgewalt, gaben Kraft und Sukzession; Mission und Kultur waren eine selbstverständliche, sakrale Funktion der Gemeinschaft.

Aber: war sich der damalige Mensch dieser sakralen Gemeinschaft auch bewußt und stellte er sich positiv zu deren Funktionen? Der urkundliche Bestand vermag uns hier eine klare, eindeutig bejahende Antwort zu geben und die Zeugen dieser Antwort sind das Verbrüderungsbuch und die Traditionsnotizen.

Die Entstehung des Verbrüderungsbuches ist Virgil zu danken. Sie mag vielleicht durch die Synode von Dingolfing (772) veranlaßt worden sein, welche die Bildung eines Totenbundes beschloß, also eine Gebetsverbrüderung für die Verstorbenen. Aber Virgil dehnte den Rahmen viel weiter aus und spannte in ihn seine überweltliche Konzeption ein. Schon in der frühesten Kirche gab es geistige Bündnisse der christlichen Gemeinden untereinander und die in solche Bünde Aufgenommenen genossen alle Rechte der eigenen Mitglieder, die Früchte der Gebete, der officia, der sacrificia, Nennung im Kanon der Messe usf. In erster Linie bezogen sich diese Bündnisse auf die Lebenden, später erst auf die Toten. Das frühe Mittelalter beschränkte diesen „liber vitae“ zunächst auf die Toten, dann auch auf die Würdenträger der Kirche und auf die Klöster. Das ist die Forderung von Dingolfing. Virgil wollte bedeutend mehr und Anderes! Er nahm in sein Verzeichnis auch die Namen der Patriarchen, der Propheten, der Apostel und Märtyrer und vieler Heiligen auf und stellte sie an die Spitze der Reihe, die die lebenden und verstorbenen Großen der Kirche und des Reiches, Baierns, Roms und Irlands dem Gebete aller empfahlen, eine Reihe, die nun durch die nächsten 500 Jahre unentwegt und ununterbrochen fortgeführt wurde. Besagte das aber nicht, daß man

hier auf Erden schon in einer „das Diesseits und das Jenseits umfassenden Gemeinde der Heiligen“ (Hauck) lebte? Die Funktion einer solchen Gemeinschaft aber mußte Gottesdienst werden, ob nun ein Arno als Königsbote oder als Verkünder des Gotteswortes im Lande herumzog; jede Handlung, ja das ganze Leben wird Vollzug einer heiligen Sendung und jeder wird in diese sakrale Gemeinschaft mit hineinbezogen.

Blieb dies aber nicht dennoch nur das Konzept eines großen Mannes, das in die weiten Schichten des Volkes keinen Zugang hatte? Die Traditionen reden die Sprache des kleinen Mannes und sie reden keine fremde Sprache. Freilich, sie denken nicht in den gewaltigen Räumen des Verbrüderungsbuches, sondern enger und anschaulicher in den bestimmbaren Größen eines Domes, Kapitels oder Klosters, aber sie denken auch in den Kategorien der sakralen Gemeinschaft, in der Verbundenheit der Heiligen und der Lebenden. Wenn sie dem Kloster, der Kirche schenken, so schenken sie dem hl. Petrus (auch wenn dies in erster Linie ad remedium animae geschieht), ad altare s. Petri. Der hl. Rupert wird zum Empfänger des Domkapitels, Petrus und Rupertus (anfänglich zusammen, später Rupertus allein) nehmen an Stelle des Erzbischofs die Gaben entgegen. Die Vorstellung wird noch eindringlicher, wenn sie direkt von der „familia s. Petri et s. Ruperti“ (Abtei St. Peter) spricht. Wie in der Urkirche also und im Opfer der Messe legen sie ihre Gaben auf den Altar in der lebendigen geistigen Verbindung mit dem Himmel.

Und noch ein anderer Gedanke drängt sich unwillkürlich auf. Wurde durch das Verbrüderungsbuch die Kraft des Gebetes und des Geistes für die Gemeinschaft eingesetzt, so hier der christliche Sozialismus verwirklicht. Die soziale Organisation des Mittelalters übernahm die Kirche, sie sorgte für die Armen, für die Pilger und Fremden, für den Rechtsschutz. Auch diese soziale Betreuung wurde durch die Gaben ad altare s. NN gesichert als eine der Funktionen der sakralen Gemeinschaft, Sozialismus vom Altare aus! Wie himmelweit war doch diese Zeit der unseren voraus, in der „Wohltaten“ nicht mehr geheiligt dem Bruder übergeben werden können!

Das Erbe dieser heiligen Gemeinschaft also haben wir Heutigen zu verantworten! Damals stand jeder in der sakralen Gemeinschaft, und jeder wirkte an ihrer heiligen Sendung mit. Es war mit seine Sendung und Verantwortung, wenn weit im Osten ein Bischof eine Kirche weihte, wenn ein slawischer Fürst sein Haupt unter die taufende Hand des Priesters neigte.

Heute stehen Teile dieser unserer Gemeinschaft in der Verfolgung! Legen wir ein neues Verbrüderungsbuch an und zeichnen wir die Namen der Lebenden wie der Toten unserer alten Gemeinschaft aufs neue ein? Haben nicht wir auch noch etwas ad altare zu legen? Es wurde schon mancher Vorschlag gemacht. Vielleicht erhalten wir auf diese Weise noch ein letztesmal die Gnade, aus einer heiligen Gemeinschaft heraus neue Ursprünge zu setzen.

III. Die Formen

Es mag, missionarisch gesehen, nun nicht mehr von so entscheidender Bedeutung sein, auch die detaillierten Funktionen des Gottesdienstes der salzburgischen Kirche zu kennen. Die Überlieferungen fließen so spärlich,

daß sie uns praktisch über die Einzelheiten völlig im Dunkeln lassen. Wir wissen doch genug, wenn wir erfahren, daß seit den Zeiten Bonifaz/Virgil, der römische Brauch, *usus Romanus*, eingeführt wird, nachdem bereits im päpstlichen Geleitschreiben 176 nicht weniger als fünfmal von der Einführung der römischen Gebräuche gesprochen worden war und daß nach und nach alle Eigenheiten der iro-schottischen und der westfränkischen Kirche verschwinden. *Usus Romanus*, das bedeutete ein erneutes Einfließen in die größere Gemeinschaft, in einen breiteren und mächtigeren Strom. Gleichgültig, welche Gebetsform immer diese Liturgie sich auch schuf, sie ist verdichtetster Ausdruck der sakralen Gemeinschaftsfunktion, Brennpunkt einer den Alltag umfassenden Lebenshaltung. Die Form freilich gab der Gemeinschaft andererseits immer wieder neue Impulse. Eine lebendige Wechselwirkung also, aus der sich die mittelalterliche Gemeinschaft selbst immer wieder neu schuf.

Vergangenheit bedeutet also Verantwortung, Besinnung auf dieses Gemeinschaftsbewußtsein, das wir leider so sehr verloren haben. Dies ist unsere Aufgabe und unsere Hoffnung, solche „heilige Gemeinschaften“ neu zu schaffen, die herauswachsen aus dem Zusammenklang von Himmel und Erde, die sich an der Verantwortung für den Nächsten neu formen, die ihr Wesen in der Bereitschaft der Liebe sehen.

Wir sind noch nicht so weit; aber die Vergangenheit ruft Tag für Tag nach uns, bis wir eines Tages den Anruf ernst nehmen; sonst würden wir, würde das christliche Abendland, untergehen.

Salzburg

Univ.-Dozent DDr. P. Friedrich Hermann O.S.B.

„Eine Entdeckung, die man als das kunstgeschichtliche Ereignis der Gegenwart bezeichnen muß.“
(Der Große Entschluß, Wien)

HEINRICH DECKER

Salzburger Flügelaltar des Veit Stoss

Einführung von Dr. P. Adalbero Raffelsberger O.S.B., 36 Bildtafeln in Kupfertiefdruck, 3 Textabbildungen, 32 Seiten Text, Format 21 × 26 cm, Halbleinen S 39.—, DM 9.—, sfr. 9.—.

„In einer Zeit, in der unsere Heimat so viel verloren hat an kulturellen, ethischen und religiösen Werten, ist die Salzburger Entdeckung eine der beglückendsten Tatsachen. Das Buch birgt in sich auch noch dogmatische und asketische Kostbarkeiten.“

(Der Große Entschluß, Wien)

„Wer sich selbst und anderen eine Freude machen will, der betrachte diese Bilder; sie sagen so Tiefes aus, daß nur noch eines bleibt: schauen und staunen.“

(Der Ruf, Wien)

Zur Förderung und Verbreitung echter Kunst erschien soeben eine Serie Tiefdruckkarten, vorwiegend nach den Darstellungen obigen Bildbandes, zum Preis von S —80.

Verlangen Sie eine Ansichtssendung!

VERLAG RUPERTUSWERK, ST. PETER, SALZBURG